

HUNGERGESANG

NICOLA QUASS ROMAN KUL-JA! PUBLISHING







Nicola Quaß wurde in Wetzlar geboren und lebt heute in Düsseldorf. Sie hat Rechtswissenschaften studiert und arbeitet als Anwältin in einem Unternehmen. Sie veröffentlichte Gedichte und poetische Prosa in renommierten Zeitschriften und Anthologien sowie die Gedichtbände *Nur das Verlorene bleibt* (hochroth Verlag, Heidelberg 2020) und *Moorland* (dr. ziethen verlag, Oschersleben 2024). Für ihre Lyrik wurde sie mehrfach ausgezeichnet, u. a. beim Lyrikwettbewerb Lyrik 2000S (2004), dem Ulrich-Grasnick-Lyrikpreis (2023) sowie zuletzt mit dem Rolf-Bossert-Gedächtnispreis (2025). Nicola Quaß nahm an der von Kurt Drawert geleiteten Darmstädter Textwerkstatt teil und erhielt hierfür das Merck-Stipendium.

Nicola Quaß

HUNGERGESANG

Roman



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage Oktober 2025

Originalausgabe

© 2025 kul-ja! publishing, Erfurt

Wir machen kule Bücher,
nur echt mit dem Kulibri.

www.kul-ja.com

Pflichtangaben gemäß GPSR:

kul-ja! publishing

An der Auenschanze 11

D-99089 Erfurt

E-Mail: mail@kul-ja.com

Sicherheitshinweis entsprechend
Art. 9 Abs. 7 S. 2 der GPSR entbehrlich

Nachhaltig gedruckt in der EU

ISBN: 978-3-949260-46-9

Der Hunger ist ein Raum, aus dem es kein Entweichen gibt.

1

Wir winkten ihnen lange nach. Da war der Wagen, in dem sie saßen, der durch das Grün der Landschaft fuhr, die schmale Straße hinunter, an Wiesen vorbei, vereinzelter Höfen, dem Maisfeld, in dem wir uns manchmal versteckten. Hinter dem Sonnenblumenfeld verschwand er kurz, bevor er hinter der Kurve wie ein heruntergefallener Stern noch einmal aufblitzte. Selbst als der Wagen außer Sichtweite war, die Motorengeräusche in der Ferne verhallten und der Wind die dicken Reifenspuren auf der sandigen Straße zerrieb, hörten wir nicht auf, mit den Armen zu schwenken. Mit erhobenen Händen standen wir am Straßenrand und winkten so überschwänglich, wie wir es getan hatten, als wir noch kleine Kinder waren, wenn uns die Leute im Ort begrüßten, uns spontan applaudierten, oder man aus voller Entzückung ein Foto von uns schoss. Denn so, wie der Wagen hinter dem Hügel verschwand, hätte es sein können, dass er im nächsten Moment wieder auftauchte. Wir rechneten mit allem, nur nicht damit, dass sie tatsächlich fortfuhren und uns zehn Tage lang zurückließen.

Vor einem halben Jahr war es schon einmal so weit gewesen, als Mutter und Vater in ihr Auto stiegen und losfuhren. Der Wagen, der bis an die Ränder vollgefüllt war mit Taschen,

Körben und Mutters Kleidung. Als wollte sie sich auf eine lange, ferne Reise begeben. Dabei ging es nur nach Rothenburg zu einem zweitägigen Kongress. Eine ganze Woche lang hatte Mutter die Koffer gepackt, hatte Listen erstellt, Taschen ein- und wieder ausgeräumt, um am Ende doch alles unsortiert in sie hineinzustopfen. In dieser Zeit war sie kaum ansprechbar, man hörte sie vor sich hin murmeln, mit schweren Schritten die Räume durchschreiten; man hörte sie Schimpfwörter aus sich herausfauchen wie spitze Blitze. Damals hatten wir nicht lange genug gewinkt und waren sehr rasch ins Haus zurückgekehrt, voller Freude auf die sturmfreie Zeit. Dann, nach etwa zwanzig Minuten, erkannten wir das dumpfe Motorengeräusch des 7er-BMWs; wir hörten die schlagenden Wagentüren, die Schritte auf dem Asphalt und schließlich die helle, gellende Stimme unserer Mutter. Die Enttäuschung über ihre Rückkehr war groß.

Da standen wir nun am Rande der Straße, ein in Teer gegossener Weg, der sich über Felder und Wiesen schlängelte wie ein hingeworfenes Seil. Die Straße führte an ein paar Höfen vorbei, an elektrisierten Zäunen, grasenden Kühen, einem ausgetrockneten Teich; sie führte auch durch den Wald, den wir unseren Märchenwald nannten, weil dort eine Stelle war, von der aus die Bäume den Himmel berührten, ihn über uns verschlossen wie ein unsichtbares Dach, an der es knarzte und krachte, es aus der Finsternis funkelte und der Boden voll knochiger Wurzeln war. Durch diesen Wald führte die Straße zu den Bergen dahinter. Dort würde sie enden. Sie würde enden an einem Ort, von dem es hieß, dass dort kein Ort mehr war, ein Stück unbewohntes Land, eine Grenze.

Hier der Wald, dort die Grenze.

Und da die Zeit, die in unseren Uhren tickte, mit der Gewissheit ihres Ablaufs. Zehn Minuten und zehn Sekunden. So lange warteten wir, bis wir uns in Bewegung setzten, bis wir zurückliefen zu unserem Haus.

Da war der Sommer, nicht mehr ganz jung, ein gelber Fleck in der Landschaft, eine Schwüle auf staubigem Teer, mit ersten Früchten an den Ästen, Holunderbeeren, Äpfeln und Birnen, ein schwirrender, trächtiger Tag. An diesem Tag, an dem der Wind in den Erlen raschelte, an dem Schmetterlinge am Wegesrand blühten, an so einem Tag begann also unsere Geschichte.

Erwartungsvoll schlichen wir an der Friedhofsmauer entlang, vorbei an wildem Rosengestrüpp. Ein paar Zweige, die aus dem Gemäuer wuchsen, kitzelten uns an den Armen. Von der Kapelle im Dorf zog ein Glockengeläut über die Maisfelder. Schwalben schraubten sich durch die insektengeschwängerte Luft. Im Hintergrund die Berge, zu unserer rechten Seite das Dorf.

Hier war die Landstraße, in deren Mitte wir nun liefen, Hände haltend, mit peitschenden Zöpfen auf dem Rücken, der schwitzenden Mittagssonne entgegen. Da war die Koppel mit den Friesenpferden, die wir an manchen Tagen aufsuchten, wo wir uns an den Hals eines Wallachs lehnten wie an einen atmenden Baum. Und dort hinten floss der dunkle Bach, durch den wir an sehr heißen Sommertagen barfuß mit hochgekrempelten Röcken stromabwärts liefen, in den wir Flaschen warfen, mit einer verschlüsselten Botschaft. So liefen wir auf dünnen Sohlen über den glühenden Asphalt, das Licht und den Wind im Rücken und einen Schatten im Gesicht. Die Kühe auf der Weide schauten uns mit malmenden Mäulern zu.

Und hier waren wir, Mara, Lara und ich, Sara. Mara, die Erstgeborene, die fünf Minuten vor Lara zur Welt kam, gefolgt von mir mit einer zehnminütigen Verspätung. Wir, das sind Drillinge. Jede eine Kopie der anderen. Die gleichen Gesichter, die gleichen dünnen Körper, das gleiche Feuermal auf der Stirn. Wir, ein Wunder der Natur, denn als uns Haare wuchsen, dicke, lockige Büsche, die wie Drähte aus der Kopfhaut sprießten, kamen die Leute aus dem Staunen nicht heraus. Mara bekam schwarze Haare, Lara platinblonde und ich feuerrote. Und so ist es geblieben.

Unsere ersten Lebensjahre waren geprägt von Presseterminen und Krankenhausbesuchen. Jeder wollte die Drillinge mit dem Trikolour-Haar sehen. Wir, eine Sensation für die Medizin. Unsere erste Erinnerung an unser Leben war darum die: wie wir auf einem OP-Tisch vor einem Saal junger Männer saßen, wie sie ihre Blicke in uns eingruben, uns von allen Seiten betasteten. Wir waren das, was man selbst in Medizinbüchern nicht zu sehen bekommt: Drillinge mit einem genetischen Defekt.

Über das Interesse der Ärzte war unsere Mutter sehr stolz. Immer wieder lud sie den Chefarzt zu uns nach Hause ein, hofierte den weißhaarigen Mann, den sie Professor Dr. Dr. nannte, tischte ihm alles auf, was sie hatte.

Als wir zehn Jahre alt waren, ließ sein Interesse an uns schlagartig nach. Der Professor hatte alles an uns erforscht. Wir waren als Fall nicht weiter interessant. Stattdessen wuchs die Neugier der Dorfbewohner, wucherten Fantasien in ihren Blicken. Die Zeitung berichtete über uns, und einmal war auch ein Fernsehteam da und drehte einen Film. Und wenn wir in unseren Kleidchen Hände haltend durch den Ort

hüpften, blieben die Leute stehen und klatschten spontan Beifall. Manche warfen uns Geschenke über den Zaun, andere erhaschten einen Zipfel unseres Kleides. Sie berührten unsere Haut, sie fielen uns spontan um den Hals, sie strichen uns über die Haare, um diesen Hauch von Wunder an sich zu spüren, das Wunder einer Jahrtausendgeburt.

In Gedanken an das Vergehen der Zeit spürten wir die Steine an unseren Füßen, floss Sommerwind durch das geflochtene Haar. Der Himmel: blank, mit Hämatomen, um uns die Wiesen, bunt.

Schweigsam liefen wir einige Zeit nebeneinanderher. Unsere Schritte, unser Atem, im gleichen Takt. Jede wusste, was die andere dachte. Wir zählten die Sekunden bis zu den Minuten. Der Raum, die tickende Zeit. Jede Minute machte eine Rückkehr unwahrscheinlicher, ließ uns mehr und mehr hoffen. Noch immer konnten wir es nicht glauben, dass es wirklich passieren würde. Freie, elternlose Zeit. Es gab diese Zeitlinie, die wir errechneten, den *Point of no Return*. Noch fehlten zwölf Minuten. So lange sprachen wir kein Wort.

Irgendwann sagte Lara: »Was hat vier Beine und kann fliegen?«

»Ein fliegender Hund?«, rief Mara.

»Eine fliegende Katze?«, rief ich.

»Nein, ihr Dummköpfe! Zwei Vögel!«

Wir lachten und schubsten einander an. Dann wurde Lara ernst. »Ihr wisst, was das bedeutet?«

Und so ging das Spiel: Eine von uns stellte eine Frage, von der sie wusste, dass wir anderen sie nicht beantworten konnten. Die falsche Antwort war Anlass für die Strafe, eine Mutprobe.

Es spielte keine Rolle, dass die Fragestellerin die Strafe mit ausführte. Die Mutproben führten wir gemeinsam durch. So ging das Spiel. Es bestand darin, einem entgegenkommenden Spaziergänger die Zunge herauszustrecken, ihn mit Steinchen zu malträtieren oder das Tor zur nächsten Kuhweide zu öffnen. Die Mutprobe wurde von der Fragestellerin festgelegt und kurzfristig verkündet.

Und dort hinten befand sich Samson, der alte Bauer auf seinem Hof. Er saß auf einem Schemel und schnitzte mit einem Taschenmesser an einem Holzstück herum. Er schnitzte sich eine Pfeife. Samson und seine Pfeifen, von denen man manchmal eine am Straßenrand fand, weil er sie dauernd verlor. Samson hieß eigentlich mit Nachnamen Peterson, aber alle nannten ihn nur Samson wegen seines langen Haares, seines Bartes und seiner unermesslichen Stärke, mit der er Bäume fällte und seinen Pflug über die Felder schob. Es hieß, er sei so stark wie Samson aus der Bibel. Vor zwanzig Jahren war er aus der Fremde hierhergezogen und hatte sich auf dem kleinen Hof niedergelassen, auf dem er ein paar Hühner und Gänse hielt. Ein Einsiedler, der mit niemandem Kontakt haben wollte, außer mit uns. Wenn er uns sah, trat ein Funken in seine Augen, der manchmal so groß werden konnte, dass man Angst bekam, er würde jeden Moment aus ihm herauspringen. Auch heute winkte er uns von Weitem zu.

»Einen schönen Tag, ihr drei Schönen«, rief er über den Hof zu uns herüber.

»Guten Tag«, riefen wir im Chor. »Wir haben großen Durst. Hätten Sie ein Glas Limo für uns?«

»Ob ich Limonade habe, weiß ich nicht. Aber vielleicht habe ich noch selbst gekelternen Apfelsaft. Ich schau mal nach.«

Und wie er in seinem Haus verschwand, öffneten wir schnell das Gitter zum Hühnerstall und liefen lachend davon. Der *Point of no Return*, er war erreicht.

2

Der Morgen begann mit einem Vorhang aus Licht. Vom benachbarten Hof krächte ein Hahn. Ein sanfter Wind vertrieb die letzten Schatten der Dämmerung, glitt durch glitzerndes Laub. Die Erlen, die sich über das Haus erhoben, das vibrierende Schaben eines Astes. Das Rauschen der Landschaft, Durchdringung ihrer Topografie. Es war noch kühl draußen, aber es lag bereits eine Ahnung von Schwüle in der Luft. Der Sommer hatte seinen Höhepunkt erreicht und goss seine Hitze in Fieberkurven über den Tag.

Wir standen am Fenster und rieben uns den Schlaf aus den Augen. Eine Kette von Zugvögeln am Himmel spaltete unseren Blick. Unser erster Tag ohne unsere Eltern. Noch konnten wir nicht ermessen, was das hieß. Wir lehnten uns weit aus dem Fenster und saugten den frischen Morgen tief in uns ein.

Es war sieben Uhr, als das Telefon läutete und wir die Stimme unserer Mutter am anderen Ende der Leitung vernahmen. Sie seien gut in Zürich angekommen. Das Hotel sei ansprechend, nur das Zimmer zu klein. Deshalb habe sie es sofort mit dem von Vati getauscht.

»Macht keinen Unsinn. Haltet die Küche rein. Ich rufe in zwei Tagen wieder an.«

Erleichterung in unseren Gesichtern. Alles lief nach Plan. Keine Hinweise auf Fieberschübe, Hustenanfälle, Migräneattacken, kein Zeichen von Streit. Wie auf Kommando hüpfen wir von unseren Stühlen und stürmten die Küche. Cornflakes zum Frühstück? Wo war die Milch? Und wo war Mutters leckerer Käse? Wir suchten zusammen, was wir schon immer gerne essen wollten. Wir versammelten uns lachend um den Tisch.

»Wir müssen alles wieder an seinen Ort zurückstellen. Damit sie es nicht bemerkt«, ermahnte ich.

»Ach, das hat doch Zeit«, meinte Lara.

»Aber dann wissen wir nicht mehr, wo es stand.«

Sturmfreie Zeit. Wie oft hatten wir uns das ersehnt. Alle Räume zu betreten, auf allen Plätzen zu sitzen, zu tun und zu lassen, was wir wollten. Mit jedem Atemzug weitete sich unser Blick, wurde der Raum um uns größer, verloren Türen ihre Bedeutung. Das Sonnenlicht, das über die fernen Berge zu uns herüberschwappte, fiel in dicken Strahlen durch den Raum und breitete sich majestätisch in ihm aus. Wir rissen von der Dunkelheit alle Vorhänge ab. Unser Haus erstrahlte in neuem Licht. Da war das Zimmer mit dem ovalen Tisch, der Vitrine mit dem Rosenthal-Geschirr, den gepolsterten Stühlen. Da war der schwere Sessel in der Ecke mit der geschwungenen Armlehne und dem holzgeschnitzten Wappen, von dem wir glaubten, dass es sich einmal um einen Thron gehandelt haben musste. Das Zimmer, von dem es hieß, es sei nur besonderen Gästen vorbehalten, in dieses Zimmer traten wir ein. Da war Mara, die sich ans Kopfbett setzte und feierlich das Glas erhob.

»Zum Wohle. Lasset es euch schmecken.«

Und auch wir erhoben die Gläser und prosteten einander mit übertriebener Freundlichkeit zu.

Den ersten Tag unserer neu gewonnenen Freiheit verbrachten wir mit einem Einkaufsbummel im Dorf. Was brauchten wir, um zehn Tage zu überleben? Was wollten wir kochen? Nur nicht die Gerichte von Mutter, die wir sonst immer auf ihre Anweisung zubereiten mussten. Leber mit gedünsteten Zwiebeln, selbst gestampftes Kartoffelpüree, Linseneintopf, Grünkohl. Alles, nur das nicht. Wir kauften, was uns schmeckte.

Da war der kleine Dorfladen, in dem es Pudding gab, frische Erdbeeren und bemalte Eier. Zimtstangen, Lakritze, weiße Schokolade. Da war der Spielplatz mit den drei Schaukeln am Baum, das kleine Reisebüro mit Tagesausflügen über die Grenze. Da war der alte Hof mit dem versiegten Brunnen, da war der Schuster, da der Friseur.

Dem Dorf näherte man sich über eine gewundene Straße, die an einem kleinen Waldstück entlangführte. Es war eigentlich mehr ein Weg als eine Straße, auf dem nur ein einziges Auto Platz hatte. Es gab kaum Verkehr, weswegen wir meistens in der Mitte der Straße liefen, als hüpfendes Dreierglied, singend oder vor uns hin pfeifend. Kam doch mal ein Auto vorbei, fuhr es behutsam um uns herum. Manchmal kurbelte ein Beifahrer das Seitenfenster herunter und rief uns im Vorüberfahren etwas zu. Die Worte wurden sofort von dem Fahrtwind vertrieben, so dass wir sie nicht verstehen konnten. Trotzdem winkten wir dem Auto fröhlich hinterher. Die Straße, die in das Dorf hineinführte, führte auch wieder aus ihm heraus. Um die Straße herum waren einige Häuser und Höfe gruppiert. Das war das Dorf.

Im Gegensatz zu einem normalen Dorf gab es eine ganze Reihe von Geschäften, die das Einkaufen im sechs Kilometer entfernten Amselgrund überflüssig machten. Hier bekam man alles, was man brauchte. Vor fünf Jahren hatte man den Verkehr vollständig aus dem Dorf verbannt. Wer in den Ortskern wollte, musste sein Auto auf einem Parkplatz abstellen und zu Fuß ins Dorf gehen. Den Dorfbewohnern war das ganz recht. Sie fuhrten ohnehin lieber mit ihren Kutschen, die sie vor ihre Ackergäule spannten, oder bewegten sich auf ihren Traktoren fort. Im Dorf begegnete man daher außer Fußgängern Pferdekutschen, Eseln und gelegentlich einer alten Kuh. Die Atmosphäre von angehaltener Zeit lockte auch Touristen an. An jedem dritten Haus hing ein Schild mit der Aufschrift »Fremdenzimmer«; neben dem Dorfbrunnen gab es einen Pavillon mit einem Informationsstand.

Vergnügt hüpfen wir auf der Straße, eine jede von uns mit einem Körbchen am Arm. Drei zart gebaute Mädchen mit einer blauen Schleife im Haar in schneeweißen Kleidern. Wir waren es gewohnt, dieselben Klamotten zu tragen. Keine von uns wäre auf die Idee gekommen, etwas anderes anzuziehen. Jeden Morgen griffen wir schlaftrunken in dieselbe Schublade.

Der Himmel über uns war blau, mit einem weißen Federnetz. Die Schieferdächer glitzerten silbrig unter der Sonne. Die Luft roch nach Flieder und Gülle, der Teer an unseren Füßen klebte wie Kaugummi fest. Die Leute, die uns auf der Straße begegneten, lächelten entzückt. Im Vorbeigehen verneigten sie sich tief wie vor drei Königskindern. Ehrfürchtig winkten sie uns von Weitem aus zu.

Es war schon lange her, dass wir uns im Dorf haben bli-

cken lassen. Mutter hatte es verboten. Mädchen ab einem bestimmten Alter sollten nicht allein durch die Gegend laufen, meinte sie. Sie geben Anlass zu dummen Gedanken. Und die Blicke mancher Dorfbewohner hatten sich mit den Jahren verändert. Sie waren nicht mehr klar; bei dem einen oder anderen Dorfbewohner vermuteten wir sogar beginnendes *Plemplem*. Da war etwa Herr Ole, der auf einem Schemel vor seinem Laden saß und Nägel in Schuhsohlen hämmerte, den ganzen Tag, der alte Herr Klausen, der seine Dorfschenke mit kleinen Windmühlen behängte. Und schließlich Herr Friese, der in seinem Vorgarten saß und Weihnachtslieder pffte.

Vater sagte, die Leute im Dorf seien alle etwas sonderbar. Das komme davon, dass sie nur selten den Ort verließen und immer unter sich geblieben sind. Und Mutter meinte, die Leute würden es merken, wenn man besser sei als sie. Man müsse sich von ihnen fernhalten und solle sie lieber nicht beachten.

»Ach, seht her! Die Drillinge. Was seid ihr nur groß geworden«, ertönte eine Stimme hinter uns, und sie klang in unseren Ohren vertraut. Es war Frau Apfelbaum, unsere Lehrerin aus der Grundschule, die uns trotz der unterschiedlichen Haarfarben nie auseinanderhalten konnte und die uns immer Einheitsnoten gab wie die meisten Lehrer.

»Hallo, Frau Apfelbaum«, riefen wir fröhlich.

Wir erinnerten uns, was Mutter uns eingebläut hatte. Dass wir unter keinen Umständen erwähnen durften, zehn Tage allein zu sein, und immer gleich weitergehen sollten, nur kein Interesse bekunden und natürlich mit niemandem mitgehen.

»Verlasst lieber gar nicht das Haus«, hatte sie gesagt, und wir wussten, dass es ein Verbot war, das wir gleich am ersten Tag brechen würden.